

Inhalt

Zwei Szenarien: Deutschland im Jahr 2035	7
1. <i>Wo kommen Sie denn her?</i> Wieso schlecht ankommt, was gut gemeint ist	13
2. Ausländer, Migration und Migrationshintergrund – Begriffsklärungen	18
3. Zwei Seiten einer Medaille: Integration <i>in</i> die Gesellschaft und Integration <i>als</i> Gesellschaft	33
4. <i>Deutsch kann man doch nicht werden!</i> Über Alte und Neue Deutsche	47
5. <i>Warum singen die denn die Nationalhymne nicht mit?</i> Über Mehrfachidentitäten und Loyalität	68
6. Macht ist allgegenwärtig – auch bei Einwanderern	76
7. Mit Gewalt gegen Integration – Überlegungen zum »Islamischen Staat« und zum »Nationalsozialistischen Untergrund«	82
8. Kein Aufstieg – nirgends? Unterschichtung, Diskriminierung und Ursachen der Stagnation	95

9. In Deutschland häuslich eingerichtet – Stille Integration und Vorzeigeausländer	109
10. <i>Ich kann eigentlich überall arbeiten</i> – Akademiker mit Migrationshintergrund	124
11. <i>Habt ihr denn keinen Deutschen?</i> Einwanderer in der Politik	135
12. <i>Da lachen schon nicht mehr so viele ...</i> Neudeutsche Comedians	140
13. Alte und Neue Deutsche, Männer und Frauen: Zum Wandel der Machtverhältnisse	143
14. Das Integrationsparadox und zwei Vorschläge	151
Zum Schluss: Von »Deutschland schafft sich ab« zu »Deutschland findet sich neu«	154
Anmerkungen	160
Wie man sich weiter integrieren kann: Kommentierte Webliografie	173
Bibliografie	184
Dank	207

Zwei Szenarien: Deutschland im Jahr 2035

Gegenwärtig wird intensiv über Überfremdung und Islamisierung einerseits und moderne Einwanderungspolitik und europäische Flüchtlingspolitik andererseits diskutiert. Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq (2015) entwickelt in *Unterwerfung* ein Szenario für Frankreich und Europa. Dabei handelt es sich um einen Roman. Dass der Autor darin die Machtübernahme durch Islamisten ausmalt, macht ihn für manche zum Visionär.

Schauen wir auf Deutschland in zwanzig Jahren, wie *könnte* es aussehen?

Szenario 1: Deutschland im Jahr 2035 – altdeutsch, abgeschottet, patriarchalisch und aufgerüstet

In Folge der Regierungsübernahme durch eine muslimische Partei in Frankreich im Jahr 2031 erzielen zwei rechtspopulistische Parteien bei den Wahlen zum Deutschen Bundestag im Jahr 2033 einen erdrutschartigen Sieg. Sie setzen gemeinsam ihr Wahlversprechen um und bereiten eine Grundgesetzänderung vor, damit endlich, wie in der Schweiz, Plebiszite auf Bundesebene durchgeführt werden können. Und sie verdoppeln den Verteidigungsetat, um Frankreichs Streben nach Vorherrschaft in der EU Paroli bieten zu können.

Im Jahr 2035 steht der Rückbau des Einwanderungslandes auf der Tagesordnung. Ziel ist es, Einbürgerungen durch deutlich höhere Gebühren zu erschweren, die doppelte Staatsbürgerschaft wieder abzuschaffen – aus Sorge um zweifelhafte Loyalitäten im Kriegsfall – und keine weiteren Moscheebauten zuzulassen. Neue Einwanderung soll stark reglementiert, irreguläre Migration härter polizeilich und strafrechtlich verfolgt werden. Die Mittel hierfür sollen aus den Etats der Kommunen kommen, die bis dahin die Arbeit der Migrantenselbstorganisationen unterstützt haben.

Unter den deutschen Regierungsparteien tobt ein heftiger Streit, ob man sich in Sachen Rückbau der Gleichstellungspolitik nicht ein Beispiel an den Franzosen nehmen sollte: Während man dort Christen, die Führungspositionen erlangen wollen, zum Übertritt zum Islam nötigt, wird Frauen unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit der Zutritt zu Leitungs- und Führungspositionen versperrt. In Deutschland hat man jedoch Angst, dass durch solche Maßnahmen weitere Wählerinnen von rechts nach links abwandern könnten.

Außerdem erregt die Debatte über eine Jugendquote die Gemüter: Sie soll die von Pensionären und Rentnern dominierten Parteivorstände verjüngen. Dagegen spricht jedoch, so die Regierungsparteien, dass dann zu viele Nachkommen von Einwanderern zum Zuge kämen, die im Jahr 2035 bereits 60 Prozent der unter 40-Jährigen ausmachen. Dann wäre die Macht der älteren Männer mit altdeutschen Wurzeln, die sie sich so mühsam zurückerobert haben, wieder gefährdet. Ihr Ziel ist es schließlich, Integration rückgängig zu machen und für die Zukunft zu verhindern.

Für mich wäre eine solche Entwicklung ein Horrorszenario. In diesem Fall hoffte ich, mit 77 Jahren gesund genug zu sein, um mir an einem anderen Ort der Welt ein neues Leben als Migrantin aufbauen zu können.

Wie sähe eine mögliche Alternative aus? Was wünschte ich mir für die Zukunft, und was halte ich zugleich für realistisch?

Szenario 2:
**Deutschland im Jahr 2035 – alt- und neudeutsch,
offen, konfliktfreudig und selbstbewusst**

Von 2035 aus gesehen versteht man die letzten 25 Jahre als eine Übergangsphase. In dieser Zeit hat Deutschland sich von einem widerwilligen zu einem selbstbewussten Einwanderungsland entwickelt. Seit der Wahl von 2033 ist eine schwarz-grüne Koalition an der Regierung, deren vorrangiges Ziel es ist, Integration weiter voranzubringen. Es wird in der Öffentlichkeit intensiv darüber debattiert, wie das neue Deutschland aussehen soll. Die politischen Eliten handeln mit den verschiedenen Akteuren in Schulen, Gerichten und anderen Institutionen Regularien und Finanzpakete aus, um die Integrationsarbeit vor Ort zu unterstützen. Sie demonstrieren ohne Umschweife, dass Migration dazugehört und man sich darauf einstellen muss. Es würde alles geben, nur eines nicht: eine Daseinsform als Nicht-Einwanderungsland.

Die neudeutsche Bundeskanzlerin (CDU), mehrsprachig in einer polnisch-italienischen Familie in Deutschland aufgewachsen, und der alt-deutsche Minister für Arbeit und Soziales (Bündnis 90/Die Grünen), der in seinem Haus Einwanderung als Querschnittsaufgabe behandelt, sind häufig im Ausland unterwegs. Dort prüfen sie, welche Regelungen sich in anderen Ländern bewährt haben und inwiefern sie auf die deutsche Situation passen könnten. Das Ausland seinerseits schaut mit Interesse auf die vielen deutschen Rentner mit und ohne ausländische Wurzeln, die den Flüchtlingen und den neuen Einwanderern und ihren Kindern bei der Orientierung in Deutschland helfen. Die Kommunen unterstützen dieses ehrenamtliche Engagement in großem Stil mit Weiterbildungen, Räumen und Aufwandsentschädigung. Die Vorfahren der Helfer kommen aus Deutschland, Spanien, Kolumbien oder dem Irak. Viele von ihnen sind mehrsprachig – das bringt ihr Migrationshintergrund so mit sich.

Überhaupt das Wort »Migrationshintergrund«: Das ist in den 2020er Jahren irgendwie aus der Diskussion verschwunden. Es wurde durch ein Arsenal von neuen Bezeichnungen ersetzt. Von Italo-Deutschen, Deutsch-Polen, Deutsch-Türken oder Ukrainisch-Deutschen zu sprechen, ist

selbstverständlich. Der Streit darüber, ob man solche Einordnungen überhaupt braucht, ist und bleibt ein Lieblingsthema der Nachkommen der Einwanderer. Die Älteren können sich noch gut daran erinnern, dass sie die merkwürdige Vokabel »Migrationshintergrund« nie mochten, weil sie immer nach Problemen klang. Selbst entscheiden zu können, ob sich jemand als Deutsch-Brasilianer definiert oder nicht, sehen sie als wichtigen Fortschritt an.

»Wie wichtig ist es denn für mich«, könnte sich beispielsweise die zehnjährige Aysel Urbaniak fragen, »dass meine Großeltern Mitte der 1960er Jahre aus der Türkei nach Deutschland gekommen sind und meine anderen Großeltern Kinder von Vertriebenen waren? Und was ist mit meinen Eltern? In der Türkei kennen sie sich kaum aus, aber offensichtlich wollten sie die türkischen Wurzeln meines Vaters durch meinen Vornamen am Leben erhalten. Das ist auch gar nichts Besonderes – in meiner Klasse gibt es Vornamen aus aller Welt, das ist ganz normal. Vielleicht nehme ich in der Oberstufe dann Türkisch als dritte Fremdsprache, damit habe ich mehr Möglichkeiten.«

Im Jahr 2035 können viele Großstadtkommunen auf Frühwarnsysteme für die Radikalisierung von Jugendlichen zurückgreifen – Reaktion auf die Anschläge von Islamisten und Rechtsterroristen, die sich zwischenzeitlich in Deutschland ereignet haben. Die Erfahrungen mit Aussteigerprogrammen für Neonazis und für Dschihadisten werden vernetzt. Der Integrationsgipfel der Bundesregierung hat seit 2025 ein neues Konzept: Alte und Neue Deutsche diskutieren Wertefragen, Lebensformen, die Geschlechterbeziehungen, das Generationenverhältnis und neue Arbeitszeitmodelle.

Als Autorin dieses Buches sehe ich es als wünschenswert und machbar an, dass sich die Situation im Jahr 2035 in Deutschland so oder so ähnlich darstellt. Die Gesellschaft Deutschlands würde dann mit ihren Konflikten konstruktiv umgehen und das Zusammenleben als ein Integrationsprojekt begreifen, an dem alle beteiligt sind: Alte und Neue Deutsche gleichermaßen. *Integration ist für mich eine Aufgabe für alle, die in diesem Deutschland leben, das ein Einwanderungsland ge-*

worden ist. Sie ist auch ein Projekt für alteingesessene Deutsche, nicht nur für Einwanderer.

Die Bezeichnungen »Alte Deutsche« und »Neue Deutsche«, die in diesem Buch eine wichtige Rolle spielen, übernehme ich von Wissenschaftlerinnen und Journalistinnen, die selbst Deutsche mit Migrationshintergrund sind (Foroutan 2010; Bota u.a. 2012). Bislang wird in der Öffentlichkeit meist von »den Deutschen« einerseits und den »Menschen mit Migrationshintergrund« andererseits gesprochen. Diese Begrifflichkeit verbirgt, dass Menschen mit Migrationshintergrund zu einem großen Anteil heute auch Deutsche sein können. Diese Veränderung möchte ich betonen, in dem ich von Alten Deutschen und Neuen Deutschen spreche (vgl. Kapitel »Deutsch kann man doch nicht werden!«).

Während ich dieses Buch schreibe, kommen Hunderttausende von Flüchtlingen in Deutschland und anderen europäischen Ländern an. Tausende sind bereits bei dem Versuch, nach Europa zu gelangen, ertrunken. Die, die es schaffen, bemühen sich, in Italien, Griechenland, Bulgarien, aber vor allem in Deutschland und anderen mittel- oder nordeuropäischen Ländern Fuß zu fassen. Über eine Quotierung eine bessere Verteilung auf die Staaten der EU zu erreichen, ist bislang gescheitert. Rechtsradikale legen Feuer an die Unterkünfte, die gerade fertiggestellt sind, andere führen Rechtsstreits, um die Ansiedelung von Flüchtlingen in ihrer Nachbarschaft zu verhindern. Wiederum andere kümmern sich tagtäglich haupt- und ehrenamtlich um die Neuankömmlinge. Die Debatten über die Frage, wie die Kommunen bei der Unterbringung und Versorgung unterstützt werden sollen bis hin zu einer möglichen europäischen Vereinbarung werden noch lange andauern.

Mein Anliegen hier ist ein anderes: Es geht mir um das Verhältnis von schon länger in Deutschland lebenden Einwanderern zu anderen Einheimischen, also um die Beziehungen zwischen Alten und Neuen Deutschen. Unter welchen Bedingungen und in welchen Zeiträumen jetzige Flüchtlinge zu möglichen Einwanderern werden (können), kann ich hier nicht erörtern.

An dieser Stelle noch zwei Hinweise zu den Bezeichnungen: Bei den *Geschlechtern* verwende ich abwechselnd weibliche und männliche Formen und verstehe diese jeweils als Oberbegriffe: Zum Beispiel sind bei Einwanderinnen und Lehrern Einwanderer und Lehrerinnen mitgemeint. Dies gilt ebenso für Personen mit weiteren Geschlechtsidentitäten, die sich selbst möglicherweise als Einwander*in oder Lehrer_in bezeichnen würden. *Ausländische Namen* werde ich so schreiben, wie ihre Trägerinnen sie selbst benutzen.

1.

Wo kommen Sie denn her?

Wieso schlecht ankommt, was gut gemeint ist

Deutsche mit dunkler Haut- oder Haarfarbe oder einem ausländisch klingenden Namen können fast darauf wetten, dass ihnen eine bestimmte Frage gestellt wird. Bekannte, aber auch völlig Unbekannte, fragen: »Woher kommen Sie denn?« Sie antworten: »von hier« oder »aus Karlsruhe«, »aus Brandenburg« oder auch »aus Wien«. Häufig geben sich die Fragenden damit nicht zufrieden, sondern haken nach: »Nein, ich meine, *wirklich* herkommen?« Wenn die Antwort dann die gleiche bleibt, lautet die Anschlussfrage: »Ich meine natürlich, wo Sie geboren sind! Wo kommen Sie *ursprünglich* her?« Ist die Antwort immer noch unverändert, kommt die Fragenkette schließlich zu dem Punkt: »Dann halt Ihre Eltern, wo stammen die denn her?«

Wer das kennt, ahnt meist schon zu Beginn, worauf es hinausläuft, kürzt nach der ersten Frage ab und gibt Auskunft: »Ich bin hier geboren, meine Eltern auch, aber meine Großeltern stammen aus der Türkei bzw. Marokko.« Wer Pech hat, wird trotz seiner Beheimatung in Deutschland in ein Gespräch über die Einwanderung der Großeltern oder über die politische Situation in der Türkei oder in Marokko verwickelt. Das Gespräch endet dann häufig mit dem überraschten Statement: »Sie sprechen aber gut Deutsch!« Spätestens dann reißt vielen der so Gelobten der Geduldsfaden. Was sollen sie denn sonst auch tun, als (gut) Deutsch zu sprechen, wo sie doch in Deutschland aufgewachsen sind? Und so nicken sie nur gequält, weil sie diese Art von Kommunikation leid sind, ihrem Ärger aber nicht Luft machen wollen.

Warum hält sich diese Frage – »Woher kommen Sie?« – so hartnäckig? Fragt man die Fragenden selbst, so sagen sie, es sei schlichte

Neugierde: »Ich interessiere mich eben für andere Menschen.« – »Ich finde es einfach interessant, was andere Menschen so erlebt haben.« – »Das ist doch nicht böse gemeint, wie kann man das denn übelnehmen?!« – »Ich nehme eben Anteil am Schicksal anderer Menschen.«

Die Fragen sind also gut gemeint. Es wird angenommen, dass das ausländische Aussehen oder der ausländische Namensklang Anlass für spannende Geschichten und die Möglichkeit zur Anteilnahme bieten. Die Fragenden suchen einen Anker für ihren Kontakt. Sie sind vielleicht unsicher, möchten sich in Beziehung setzen, möchten die Beziehung *klären*. Sie haben ein unterschwelliges Bedürfnis nach Orientierung und Ordnung. Und die Gefragten spüren möglicherweise, dass die gut gemeinte Frage mehr mit dem Fragenden selbst als mit ihnen zu tun hat. Der Wunsch, sich auf diese Weise in Beziehung zu setzen, stößt auf Unbehagen, da er sich nicht mit den eigenen Beziehungswünschen deckt. Menschen, die in Deutschland aufgewachsen sind, möchten als Einheimische und nicht als Eingereiste, die überraschend gut Deutsch können, angesprochen werden.

Was also genau passt nicht mehr? Die Frage »Woher kommen Sie?« ist nicht angemessen für Einwanderer, für die Deutschland Heimat geworden ist. Und sie passt von Anfang an nicht für die in Deutschland geborenen Kinder von Einwanderern. Diese kommen nicht von irgendwo anders her, sondern sie stammen aus Deutschland, also aus Orten wie Pforzheim, Leipzig, Hamburg oder Krefeld. Die gut gemeinte Frage und vor allem das Nachhaken, wenn als Geburtsort eine deutsche Stadt genannt wird – »Nein, ich meine *ursprünglich!*« – verstimmt Menschen, die sich als Pforzheimer oder Hamburger verstehen und für die nicht der Herkunftsort ihrer Eltern oder Großeltern, sondern Deutschland die Heimat ist. Sie fühlen sich mit dieser Frage nicht wirklich gemeint (vgl. auch Ogette 2014; Beck-Gernsheim 2014: 117; Roll 2015).

Wie sich das anfühlt, immer auf die fremde Herkunft zurückverwiesen zu werden, zeigen zwei Beispiele, die für zahlreiche andere stehen können. Das erste findet sich in der Dissertation von Anett Schmitz *Bildungserfolgreiche (Spät-)Aussiedler zwischen Deutschland*

und Russland (Schmitz 2013). Schmitz selbst ist russlanddeutsche Aussiedlerin und schildert im Vorwort ihres Buches, welche Erfahrungen sie zu ihrem Thema geführt haben: »Als mich auf einer großen Hochzeitsfeier, wo ich unter all den einheimischen Deutschen als ›Fremde‹ identifiziert wurde, ein älterer Mann plötzlich fragte, wo meine Heimat sei, kam diese Frage genauso überraschend und provokativ für mich, wie meine Antwort für diesen Mann: ›Meine Heimat ist in Deutschland.‹ Der Mann schaute mich entsetzt an und präzierte seine Frage noch einmal: ›Nein, ich meine woher kommen Sie? Seit wann sind Sie in Deutschland? Sie haben doch eine Heimat?‹ Soll ein Mensch, der aus einem Land vor zwölf Jahren nach Deutschland migriert ist und in seinem Aufnahmeland bereits eine erfolgreiche Integration durchlaufen und seinen Platz gefunden hat, sich ausschließlich zu seinem Herkunftsland als Heimat bekennen? Kann er sich nicht Deutschland als eine neue Heimat aneignen, auch wenn er durch Äußerlichkeiten oder seinen Habitus als Fremde(r) identifiziert wird?« (Ebd.: 9f.)

An dieser Begegnung ist die heftige Reaktion des Mannes interessant. Offensichtlich würde er die Frage, die Schmitz stellt: »Kann man sich Deutschland nicht als eine neue Heimat aneignen?« vehement verneinen. Aus seiner Sicht bleibt die eingewanderte Russlanddeutsche immer Russin und soll darüber Auskunft geben. Aber warum? Er selbst würde sich vermutlich nicht für übergriffig halten, hat er doch nur freundlich gefragt. Es sei doch immer interessant, etwas über andere Länder zu erfahren. Mit der Identifikation der jungen Frau mit Deutschland hatte er offensichtlich überhaupt nicht gerechnet und ihr Verhalten wohl seinerseits als übergriffig empfunden, nach dem Motto: »So einfach sucht man sich nicht eine neue Heimat aus!«

Die proaktive Selbstzuordnung der Einwanderin zu Deutschland als ihrer neuen Heimat durchkreuzt die festgefügte Vorstellung des Mannes: ich bin Deutscher – sie ist Ausländerin. Seine Verblüffung rührt daher, dass sie ihm das Heft aus der Hand genommen hat. Die

von ihm unterstellte Hierarchie ist durchbrochen. Die »Ausländerin« ihrerseits fühlte sich ausgegrenzt und herablassend behandelt.

Bei manchen eingewanderten Deutschen wächst sich die Irritation zu handfestem Zorn aus, wie aus einem Artikel der Berliner Anwältin und Publizistin Seyran Ateş (2007) hervorgeht – mein zweites Beispiel: »Ich kann nicht sagen, wie oft ich schon danach gefragt wurde, wie ich mich selbst bezeichnen würde. Als deutsche Türkin, als türkische Deutsche, türkisch-kurdische Deutsche, Deutsch-Türkin, Deutsche mit Migrationshintergrund, Deutsche, Türkin? Lange Zeit habe ich mich über diese Frage und vor allem über die Fragesteller geärgert. Inzwischen ist weniger Ärger als Wut darüber, dass diese Frage so aktuell ist wie 1983, als unser Buch ›Wo gehören wir hin?‹ erschien. 1986 war ich in den USA – und hatte dort das erste Mal das Gefühl, ich zu sein, nur ich, Seyran Ateş. Niemand fragte danach, wo ich herkomme. Und wenn die Frage dann doch kam, war es mehr die Frage danach, woher ich als Tourist, der ich dort nun mal war, komme.« (Ebd.)

Woher rührt diese Wut? Sie rührt daher, wie Ateş selbst schreibt, dass man so lange in Deutschland leben und so lange Deutsche sein kann, wie man will, und trotzdem auch nach 25 Jahren für viele noch nicht dazugehört. Ihre Schilderung zeigt, dass es offenkundig ein nach wie vor starkes Bedürfnis nach Einordnung gibt. Die Frage nach Herkunft und Identität wird jedoch als anmaßend empfunden, in ihr kommt eine Hierarchie zum Ausdruck. Sie überschreitet eine Grenze und setzt selbst eine Grenze, nämlich die zwischen einheimisch und ausländisch. Undenkbar, dass sie in umgekehrter Richtung gestellt wird. Sich diese Frage abzugewöhnen, könnte ein wichtiger Schritt in Richtung »Integration in ein Einwanderungsland« sein.

Noch einmal zurück zu Seyran Ateş. Nun handelt es sich bei ihr um eine streitbare Autorin, die selbst Freude an der Kontroverse hat und ihrerseits vor Provokationen nicht zurückschreckt. Überraschenderweise plädiert sie im Umgang mit dem Thema Einwanderung bei allen Problemlagen vor allem für Offenheit, Gelassenheit und wech-

selseitiges Zuhören: »Humor ist etwas, was uns wirklich helfen könnte.« (Ateş 2007)

Diese Position liegt voll und ganz auf meiner Linie. Humor und Witz sind unterschätzte Kommunikationshilfen. So könnten die zum wiederholten Mal Gefragten dem Gespräch eine andere Richtung geben. Sie könnten ihrerseits nach dem Geburtsort – oder besser noch – nach der Meinung oder Erfahrung mit einem Thema fragen, das nicht unmittelbar das persönliche Feld der Herkunft betrifft. Allerdings müssten sie derzeit wohl noch damit rechnen, dass ihnen diese Neudefinition der Situation als Unfreundlichkeit ausgelegt wird – aber wer weiß: Integration ist ein wechselseitiger Prozess, und da sollten die Einwanderer ruhig auch die Initiative ergreifen und sich den Einheimischen als ebenfalls Einheimische erklären.